

Interview mit: **RAMSPECK**

Er führt eine unverwechselbare Feder, Jürg Ramspeck, früher Weltwoche-Chefredaktor, heute Blick-Kolumnist. Mit subtilem Humor unterläuft er die absolut sachliche Darstellung seiner Themen, denn Humor sollte nach seiner Vorstellung in jeden Beitrag, jedes Thema, jedes Gefäss der Zeitung zum Wohle ihrer Goutierbarkeit einfließen. Im "persönlich"-Interview sagt der altgediente Zeitungsmacher, warum er sich für Zeitungen eigentlich gar nicht interessiert.

Interview: Oliver Prange

“Ich habe das Gefühl, dass die jüngeren Journalisten nicht dazu ermutigt werden, ihr humoristisches Potential zu aktivieren, und so ist ein Grossteil der Presse nicht sehr vergnüglich zu lesen.”

“Es gab Zeiten, da ich bereits nach dem Lesen von eineinhalb Sätzen sagen konnte, wer das geschrieben hat. Heute tönt alles gleich, alles hat dieselbe forsche, stark vorwärtstreibende Sprache.”

“Das Walten und Wirken im Hochtrakt der wirtschaftlichen Bedeutungsträger ist als Humorquelle unerschöpflich.”

“Um diese Blick-Kolumne schreiben zu können, muss ich einen Rhythmus einhalten, sonst wäre ich dazu nicht fähig. Mir hilft dieser Zwang, meine Faulheit zu besiegen.”

Du nimmst dir als Journalist das Privileg heraus, über beliebige Dinge zu schreiben, ohne sie wirklich ernst nehmen zu müssen. Humor ist für dich offensichtlich ein zentrales Element im Journalismus?

“Damals bei der Weltwoche entstand die Idee, man müsse die Form der Glosse ins Blatt bringen. Unter Glosse verstehe ich nicht einfach

nur Humor, sondern eine bestimmte Form von Journalismus. Ich begann dann aus einer Not heraus, Glossen zu schreiben, weil wir niemanden fanden, der diese Sparte vertrat.”

In deiner letzten Weltwoche-Glosse alias Oskar Nebel schriebs du, um Glossen zu schreiben, braucht man gar keine Ideen. Der Trick besteht einzig darin, das Ereignis auf den Rücken zu legen und solcherart von unten zu betrachten. Von unten ist manches, was sich von oben als bedeutsam darstellt, ganz von selber absurd.

“Man muss ein Ereignis von der Gegenseite betrachten. Wenn nun die ganze Nation schwer besorgt ist um Patty Schnyder wegen ihres Heilers, dann gäbe es automatisch eine Glosse, wenn man schriebe: ‘Toll, dass sie nun einen Heiler hat.’ Der Grund, dass ich darüber nicht schreibe, ist, dass in dieser Geschichte Personen betroffen sind, die diese Angelegenheit nicht komisch finden können. Ich mache nicht gerne auf Kosten Wehrloser einen Scherz.”

Kann Humor verletzen?

“Humor an und für sich nicht, aber die Verletzung könnte eine Art Abfallprodukt sein.”

Wo liegt die Grenze zwischen Humor und Zynismus?

“Der Zyniker ist ein Mensch, der eine gute Tat auf ihre schlechtestmöglichen Beweggründe untersucht. Der Humorist hat mit den Menschen Erbarmen.”

Der Zyniker hat ein Defizit?

“Der Zyniker betrachtet die Dinge und Ereignisse ohne die Illusion des Guten. Den lupenreinen Zyniker sehe ich nicht als einen Menschen, der sich, wie der Humorist, über sich selbst lustig machen kann.”

Der deutsche TV-Star Harald Schmidt gilt als salonfähiger Zyniker?

“Ich finde Harald Schmidt nicht zynisch. Er ist ein begnadeter Lästere, jedoch in einem Land, in dem die Distanzen zwischen den Leuten, über die er lästert, viel grösser sind als bei uns in der Schweiz. Wenn man von Köln aus jemanden attackiert, der 200 Kilometer weit entfernt ist, mildert das den Schmerz eher, als wenn man von Zürich aus über jemanden herzieht, der gerade um die Ecke wohnt.”

Der Zyniker wirkt immer auch arrogant, doch wer arrogant ist, ist nicht mehr komisch.

“Eine arrogante Haltung hat nichts mit Zynismus zu tun und umgekehrt. Arroganz ist eine Form von Schutz oder der Versuch, die eigene Unzulänglichkeit zu vertuschen.”

Humor hingegen ist immer kindlich harmlos?

“Humor ist ein Oberbegriff. Ich persönlich verstehe unter Humor die Fähigkeit, sich selbst in Frage stellen zu können. Jemand, der sich selbst ernst nimmt, ist nicht witzig. Humor ist eine umfassende Lebenshaltung.”

Im heutigen Journalismus, scheint mir, spielt der Humor keine grosse Rolle mehr. Da werden einem die Fakten knochentrocken serviert, um ihnen eine Wichtigkeit zu verleihen, die sie vielleicht gar nicht haben.

“Ich mag Humor, wenn er ganz subtil ist und die absolut sachliche Darstellung eines Themas unterläuft. Aber ich bin in diesem Sinne ein Auslaufmodell. Ich erinnere mich an meine Zeit bei der Zürcher Woche in den sechziger Jahren; das war eine nonkonformistische Zeitung, die 1968 vom Jugendprotest links überholt wurde. Sie war scharfes Anti-Establishment, jedoch dank ihres gewissen kabarettistischen Glanzes gegen Versuche, sie zu verhindern, einigermaßen resistent. Aber wir hatten früher auch die dramatischeren Themen als heute. Damals spürte man die reale Bedrohung eines Dritten Weltkriegs, man führte unendliche Auseinandersetzungen um den Vietnamkrieg, der ein völlig innenpolitisches Thema wurde. Das waren Kontroversen, die mit grösserer Schärfe geführt wurden als die heutigen Debatten über einen Beitritt oder Nicht-Beitritt zur EU. Damals ging es um Lebensängste, heute um wirtschaftliche Vor- und Nachteile.”

Wie kann man als Journalist Lebensängsten mit Humor begegnen?

“Das ist doch der Zweck des Humors: die Waffe des Schwächeren zu sein. Wenn man damals einen politischen oder wirtschaftlichen Machthaber attackierte, konnte er sich mit seinem Apparat zur Wehr setzen, nicht aber, wenn man ihn scheinbar gar nicht ernst nahm.”

Hat der Humor heute keinen Stellenwert mehr in den Medien?

“Der Humor ist heute ein Produkt. Er wird abgezirkelt. Ich empfinde es als Mangelerscheinung im heutigen Journalismus, dass Humor nur noch in bestimmten Rubriken stattfindet. Meine Vorstellung ist, dass Humor in jeden Beitrag, jedes Thema, jedes Gefäss der Zeitung zum Wohle ihrer Goutierbarkeit einfliessen müsste. Ich habe das Gefühl, dass die jüngeren Journalisten nicht dazu ermutigt werden, ihr humoristisches Potential zu aktivieren, und so ist ein Grossteil der Presse nicht sehr vergnüglich zu lesen.”

Ist Humor nicht mehr erwünscht?

“Heute sind die Publikationen grosse Geschäfte mit grossem Volumen geworden. Die Zeitungen halten nicht mehr nur sich selber, sondern ganze Verlagsgruppen in Gang. Das Business ist ernst, es steht zuviel

auf dem Spiel, man riskiert nicht, sich mit einer nicht streng belegbaren Auslassung dem Verdacht der Unseriosität auszuliefern. Es nimmt auf den Redaktionen eine Produktherstellungs-Mentalität überhand.”

Sind für dich die heutigen Zeitungen und Zeitschriften zu konformistisch?

“Ich denke, man kann eben nicht vorsätzlich mutig oder frech sein. Entweder man ist es oder eben nicht. Früher habe ich mir auch schon überlegt – vielleicht ist dies nun eine idiotische Bemerkung, die ich mir trotzdem erlaube – dass der Journalismus in unserem Land während langer Zeit viele Talente an die Werbung verloren hat. Nicht, weil man in der Werbung besser verdient hätte, sondern weil während langer Phasen das kreative Angebot in der Werbung interessanter war. Die Werbung hat kreative Leute angezogen, und diese sind dem Journalismus abhanden gekommen.”

Zum Glück ist dem Journalismus Jürg Ramspeck erhalten geblieben.

“Fast wäre ich ja auch Werber geworden. Das war 1967, als ich die Zürcher Woche mit der gesamten Belegschaft verliess, da wollten Beat Curti, der als Volontär bei der Zeitung gearbeitet hatte, Peter Höltschi und ich eine Agentur gründen. Unsere Idee war, Curti hätte die Aufträge reingeholt, Höltschi wäre das Werbegenie gewesen und ich der Arbeiter. Ich erzählte von dieser Idee meinem früheren Chef Werner Wollenberger, der mir das Vorhaben kurzerhand verbot. Ich beugte mich seinem Urteil und ging zur Neuen Presse. So war die Werbung eben ein Träumli gewesen.”

Vielleicht hättet ihr in den Jahrzehnten eine grosse Werbeagentur aufgebaut?

“Absolut nicht. Ich habe nie die Energie in mir gespürt, wirtschaftlich Erfolg zu haben. Ich brauche das auch nicht, ich komme mit einem ordentlichen Mittelstandsgehalt aus.”

Gehen heute Talente noch immer lieber in die Werbung als zur Zeitung?

“Heute kommen viele Talente nicht mehr auf die Idee, sich mit etwas derart Mühseligem wie einer Zeitung herumzuschlagen. Sie gehen zum Fernsehen, weil man dort berühmter wird. Da wird man mit einem guten Gesicht und einem Mikrofon in der Hand schneller bekannt und für wichtig gehalten als bei der Zeitung, in der man sich das bisschen Ruhm qualvoll erschreiben muss.”

Ist der Bekanntheitsgrad das Mass des Journalisten?

“Das glaube ich nicht, aber ein junger Mensch fragt sich, wo er Chancen hat, eine befriedigende Tätigkeit zu finden. Einer meiner verehrten Hausgötter, Roman Brodmann, ging sehr früh zum

Fernsehen. Dabei schrieb er, wie Mozart komponierte. Ich verstand nur schlecht, wieso jemand, aus dessen Feder logische und witzige Gedanken mühelos herausflossen, sich stundenlang mit Technik und Kamera auf Sets herumschlagen konnte. Aber Brodmann meinte: Fernsehen ist eben Journalismus plus.”

Anders als im Journalismus, ist man in der Werbung auf den Witz aus.

“An einer Weltwoche-Redaktionssitzung im Jahr 1957 warf jemand vorwurfsvoll in die Runde, es sei vielleicht an der Zeit, dass man sich wieder einmal durch einen Plakataushang in Erinnerung rufe. Darauf reagierte der Zeitungsmittelbegründer Manuel Gasser wie folgt: ‘Also gut, dann rufe ich halt Leupin an!’ Gasser telefonierte mit Leupin, und Herbert Leupin malte ein Weltwoche-Plakat. Das war der ganze Vorgang. Heute ist das eine zeitraubende und kostenträchtige Kaskade von Sitzungen, Evaluationen, Briefings, Präsentationen und Mittagessen in italienischen Trendlokalen. Die Werbung hat sich zu einem Wirtschaftszweig entfaltet mit eigener Sprache, Philosophie und Literatur. Da ist ein guter Kalauer zwar noch immer gut, aber irgendwie rechtfertigt er den ganzen Aufwand nicht recht, der getrieben wird, nur damit am Ende ein lustiges Wörtchen herauskommt. Ich denke, die Werbung macht dem Auftraggeber eine Versprechung, die mit einem Witz allein nicht eingelöst werden kann. Das ist ihm sicher ein wenig abträglich.”

Erlebst du den Werbeapparat als zu aufgebläht?

“Um das zu beurteilen, müsste ich mehr darüber wissen. Ich weiss nur, wie ich selber bei den Zeitungen, bei denen ich gearbeitet habe, an Werbung beteiligt war. Das ist mir allerdings in bleibender, angenehmer und etwas wehmütiger Erinnerung. Ich traf mich einmal im Jahr mit Peter Lesch nachmittags um 15.00 Uhr in der Kronenhalle, und bis 18.00 Uhr hatten wir uns unsere nächsten Kampagnenschritte ausgedacht. Das Briefing und die Erfindung fielen zusammen und waren eigentlich mitten in der bezahlten Arbeitswoche eine fast private Vergnüglichkeit.”

Ist dies eine subtile Kritik an den heutigen Managementapparaten?

“Solange Verleger Max Frey sein Unternehmen und die Weltwoche führte, gab es nur einen rudimentären Managementapparat. Als er sich aus dem Geschäft zurückzog, begann sich eine Etage des Jean-Frey-Gebäudes mit leitenden Kräften zu füllen, welche natürlich eine Betätigung suchten. Sobald es um Werbung ging, griffen sie ein, und wir mussten die Werbung in Arbeitsgruppen und Entscheidungsetappen abwickeln. Diese Leute waren in Ordnung, und am Resultat änderte sich nichts, aber der Marsch zum Ziel einer wirksamen Selbstanpreisung wurde komplizierter und langwieriger.”

Das ist kein Thema, das spezifisch die Werbung betrifft, Managementhierarchien gibt es überall.

“Das ist natürlich ein wunderbares Thema für eine Glosse. Wahrscheinlich benötigen Führungskräfte einen grossen Teil ihrer Arbeitszeit dafür, gegenseitig ihre Claims abzugrenzen. Wir lancierten seinerzeit in der Weltwoche die Kolumne Business Class von Martin Suter. Ich dachte, man würde sie vielleicht ein, maximal zwei Jahre lang durchziehen können, dann würde Suter der Stoff ausgehen. Inzwischen schreibt er die Kolumne seit etwa sieben Jahren, und er findet immer neue Themengründe. Das Walten und Wirken im Hochtrakt der wirtschaftlichen Bedeutungsträger ist als Humorquelle unerschöpflich.”

Du hast dich dem Zugriff des Apparats entzogen, indem du zum Blick-Kolumnenschreiber wurdest?

“Ich muss sagen, dass es für mich eine Art Befreiungsschlag war. Irgendwie spürte ich, dass meine Zeit als Chef, respektive Redaktor in leitender Stellung abgelaufen war. Man hat einen gewissen Vorrat an Allgemeinverträglichkeit. Wenn dieser langsam überstrapaziert werden muss, ist man aus dem inneren Kreis der Hierarchien rückzugsreif.”

Wie findest du deine Themen im Blick?

“Das ist einfach ein Ritual. Ich stehe jeden Tag um sieben Uhr auf. Um 8.45 Uhr treffe ich in der Redaktion ein und blättere kurz den Blick und den Tages-Anzeiger durch. Dann folgt eine Sitzung von 9.15 Uhr bis 9.45 Uhr. Dort vernehme ich die grösseren Themen der zu produzierenden Zeitung. Danach begeben mich im Seefeldquartier auf einen Spaziergang. Ich muss ganz ehrlich sagen, ich lese fast nichts. Deshalb gehe ich auch jeden Tag auf die Blick-Redaktion, weil es dort vier, fünf prima Kollegen gibt, die mir immer wieder ein Thema zustecken. Das sind Leute, die viel lesen müssen. Sie schieben mir immer wieder Stoffe zu, welche ich nur mit den grössten Anstrengungen selber finden würde. An schlechteren Tagen muss ich mir allerdings ganz allein etwas einfallen lassen. Dann schreibe ich über die Mittagszeit. Wenn ich fleissig bin, ist der Text um 15 Uhr fertig. Das mache ich sechs Tage in der Woche. Ich bin zum Glück ein Ferienmuffel. Für mich funktioniert das nur, indem ich diesen fixen Raster zu meiner zweiten Natur mache. Leute mit mehr Selbstdisziplin könnten es sich leichter machen. Sie könnten zuhause einen Computer aufstellen und streng abgezirkelt nach einem Stoff suchen. Aber mir geht es einfacher von der Hand, wenn ich Leute um mich herum sehe, denen es auch so geht, dass sie halt arbeiten müssen. Ich darf allerdings keinen Alkohol mehr trinken, sonst wird mir der Tag zur Riesenlast. Glücklicherweise bin ich Kettenraucher, so bleibt mir ein Laster erhalten.”

Was passiert, wenn du einmal nicht mehr Kolumnen schreibst?

“Ich habe nicht ein unbedingtes Bedürfnis zu schreiben. Ich kann mir auch vorstellen, nicht mehr in diesem Beruf tätig zu sein. Komischerweise habe ich es immer als Vorteil angesehen, kein typischer Journalist zu sein. Ich wurde auch eher zufällig zum Journalisten, weil ich zu träge war, an der Uni zu studieren. Ich musste feststellen, dass mir einfach die Kraft fehlte, rechtzeitig aufzustehen, um an der Uni die Vorlesungen zu besuchen.”

Du betonst deine Trägheit – reine Koketterie?

“Nein, ich habe festgestellt, dass ich nur funktioniere, wenn ich einem Zwang unterstehe, und ich bin nicht fähig, mir diesen Zwang selbst aufzuerlegen. Um diese Blick-Kolumne schreiben zu können, muss ich einen Rhythmus einhalten, sonst wäre ich dazu nicht fähig. Mir hilft dieser Zwang, meine Faulheit zu besiegen.”

Du spielst in zwei Bands. Wie steht es um deine Leidenschaft zum Jazz?

“Ich spiele nur noch in einer Band. Die andere hat mich hinausgeworfen, weil ich zweimal die Probe schwänzte.”

Warum hast du überhaupt in zwei Bands gespielt?

“Am liebsten hätte ich jeden Tag Klavier gespielt. Ich habe da eine Tradition. Seit 22 Jahren spiele ich immer am Sonntag nachmittag ab 15 Uhr mit einem Freund zwei Stunden lang klassisches Liedgut: Schubert, Schumann, Brahms, all die italienischen Klassiker und auch Opernarien. Das ist für mich ein Fixpunkt im Leben.”

Welche Fixpunkte gibt es weiter?

“Musik und Literatur. Damit beschäftige ich mich andauernd. Ein grossväterlicher Rat, den ich allen jungen Journalisten gebe, ist, sie sollen keine Zeitungen lesen, sondern Bücher. Sie wissen danach mehr und nehmen mehr mit. Alles, was man in den Zeitungen liest, kann man auch selber schreiben. Nur das, was in der Literatur steht, hilft weiter.”

Welche Bücher liest du zur Zeit?

“Ich bin jetzt in einem Alter, da ich die unendlich langen Romane der Russen lese: ‘Anna Karenina’ und ‘Krieg und Frieden’ oder auch Sachbücher: ‘Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts’ von Golo Mann. Meistens lese ich Bücher, die schon lange auf dem Markt sind. Im Moment bin ich gerade mit unglaublicher Begeisterung an ‘Napoleon, die 100 Tage’ von Friedrich Sieburg, das Buch ist grandios.”

Als junger Journalist ist man stolz, wenn man bekannte Leute interviewen kann, doch mit 40 beginnt man sich zu

fragen, warum man als Wirtschaftsjournalist nicht selbst Unternehmen leitet oder als Feuilletonjournalist nicht selbst Theaterstücke inszeniert?

“Ein Journalist macht Karriere, wenn er mit dem, was er schreibt, zu einem Begriff wird. Dazu muss er nicht Chefredaktor sein. Im Gegenteil, wenn er eine intelligente Feder führt und kompetent über einen Bereich schreibt, kann er eine viel schönere Karriere machen, als wenn er einen Chefposten absitzt. Macht er aber diese Karriere nicht, ist es ein eher belämmernder Beruf. Ein alternder Journalist ohne Stimme und ohne Position, die er zumindest vor sich selbst rechtfertigen kann, hat es schwer. Im Leben eines Journalisten tritt unweigerlich der Moment ein, wo er sich entweder damit abfindet, wo er gelandet ist, oder er wird traurig.”

Wie fühlst du dich?

“Ich fühle mich absolut wohl. Ich gehe davon aus, dass ich von allen mir persönlich bekannten Kollegen den besten Job habe. Es ist sicher nicht der leichteste, weil ich mich im Falle von Versagen auf nichts herausreden kann. Aber er ist der schönste, weil ich das Privileg habe, jeden Tag mein privates Augenzwinkern unter die Leute zu bringen.”

Wenn du besiehst, wie sich die hiesigen Medien entwickelt haben, wo würdest du mit Kritik ansetzen?

“Ich stelle fest, vielleicht ist es auch eine Täuschung, dass ich wenig neugierig darauf bin, was in der Zeitung steht. Mich persönlich haben die News gar nie stark interessiert, weil ich jene Nachrichten, die ich wissen muss, sowieso erfahre. Früher hatte ich das stärkere Leseerlebnis. Es interessierte mich mehr, was dieser oder jener schrieb. Es gab Zeiten, da ich bereits nach dem Lesen von eineinhalb Sätzen sagen konnte, wer das geschrieben hat. Heute tönt alles gleich, alles hat dieselbe forsche, stark vorwärtstreibende Sprache. Und etwa den nämlichen Wortschatz.”

Verkümmert die Sprache im Journalismus?

“Sie verkümmert nicht, sie hat sich vereinheitlicht. Die Unterscheidungsmerkmale zwischen den Schreibenden, die man früher als den persönlichen Stil erkannt hat, nehme ich nicht mehr wahr.”

Ist die heutige Sprache angriffiger als früher?

“Es stimmt, dass man die Politiker nicht mehr fürchtet, weil sie keinen Einfluss mehr auf die Zeitungen ausüben können. Auch die Angst vor der Wirtschaft ist kleiner geworden, weil die Wirtschaft selbst keine grosse Angst vor der Presse mehr hat.“

Du willst Rubriken wie Kommentar und Glosse aus ihren engen Kästen nehmen und über das ganze Blatt ausbreiten?

“Ich bin sehr wohl dafür, dass Meinung und Information getrennt werden. Aber dort, wo eine Reportage ansteht, kann man die eigene Person sowieso nicht zum Verschwinden bringen, man nimmt allein durch die Perspektive der Beobachtung Stellung. Wenn eine Nachricht völlig neutral abgefasst ist, weiss ich aber immer noch nicht mit letzter Sicherheit, ob sie stimmt. Die grossen Reportagen von Niklaus Meienberg, auf deren intensiv herausrecherchierte Objektivität im Sachlichen er stolz war, sind selbstverständlich grosse Meinungs- äusserungen.”

Welche Stimmen liest du heute gerne?

“Da vergesse ich meine Kumpel von der Weltwoche der letzten 14 Jahre nicht. Ansonsten lese ich nicht viele Zeitungen. Wahrscheinlich würde ich die NZZ lesen, werde sie aber erst abonnieren, wenn ich pensioniert bin. Aber wenn immer ich die NZZ in die Hand nehme, finde ich irgendwo ganz versteckt und völlig unaufgeregt eine Perle.”

Wie der Bäcker keine Brötchen essen mag, liest du als Zeitungsmacher keine Zeitung. Bist du deines Gewerbes überdrüssig?

“Das mag sein. Auch ich habe in den ersten zehn Berufsjahren den Spiegel Wort für Wort von vorne nach hinten gelesen. Heute tue ich das selektiv.”

Augenscheinlich besteht weltweit darüber ein Konsens, was News ist und was nicht. So berichten alle Zeitungen weltweit über dieselben Ereignisse.

“Das ist, weil alle Medien denselben Nachrichtenströmen angeschlossen sind. Die hierauf gesendeten News haben Gültigkeit für alle Zeitungen der Welt. Darum finde ich Nachrichten nicht interessant. Mich interessiert vielmehr, was ein Mensch denkt. Wer sind die grossen Gestalter unserer Zeit? Sind das Politiker, jene, die die grossen Kriege auslösten oder beendeten, oder sind es die grossen Denker? Haben nicht Darwin, Marx und Freud einen viel grösseren Einfluss auf unsere Gegenwart und auf unser Leben als jene, die täglich in den Nachrichten erscheinen? Vielleicht ist es eine Alters- erscheinung, so zu denken. Aber die grossen Aufregungen der Weltgeschichte haben letztlich nicht so sehr die Art unseres Denkens beeinflusst wie die grossen Philosophen.”

News sind für dich Konsumgut?

“Weitgehend. Interessant ist, wenn ein Paradigmawechsel stattfindet, wie 1968. Da bekamen Begriffe wie zum Beispiel Leistung, Familie, Landesverteidigung völlig neue Bedeutungen. Das hat mit äusseren Ereignissen wenig zu tun, sondern mit inneren Einstellungen.”

Wenn nicht an einem Wendepunkt, wo befinden wir uns heute gemäss deiner Beobachtung?

“Das kann ich nicht beantworten. Ich versuche durch meine Kolumnen lediglich, schrägere Betrachtungsweisen in Umlauf zu bringen, mit einem Augenzwinkern den Mainstream zu unterlaufen.”

Immer mehr Menschen zieht es auf Sinnsuche, geben Medien dabei einen Halt?

“Ich erachte es als sehr fruchtbar, am Leben zu sein. Der Sinn des Lebens? Darauf gibt es eine unanfechtbare Antwort. Der Sinn des Lebens ist, ob für Mensch, Tier oder Pflanze, die Erhaltung der eigenen Art. Darüber besteht kein Zweifel. Also muss jedermann sich fragen, was er für die Arterhaltung tut.”

Was hast du für die Arterhaltung getan?

“Vier Kinder. Ausserdem die Gewissheit, dass diese vier Kinder sehr gut geraten sind und auf ihre Art ihr Leben prima meistern. Meine älteste Tochter leitet eine Sprachschule in Siena, meine zweitälteste Tochter ist Teilhaberin einer kleinen Werbeagentur, mein ältester Sohn selbständiger PR-Mann, mein jüngster ist noch Student und berechtigt zu Hoffnungen als Filmer. Ich finde, es tut auch derjenige etwas für die Arterhaltung, der keine Kinder hat und so auf zwangloseste die Überbevölkerung bekämpft.”

Aus welchem Antrieb handelt die junge Generation im Unterschied zu deiner?

“Ich stelle mir vor, dass die Generation, die jetzt ins Berufsleben eintritt, weniger Angst vor der Zukunft verspürt als meine Generation, weil sie sich nicht verpflichtet fühlt, in sie gesetzte äusserliche Erwartungen zu erfüllen. Wir haben ja in unserer Erziehung mitgekriegt, dass man etwas leisten muss, ansonsten man ein Versager ist. Da gefällt es mir viel besser, wenn die Jungen sogenannte Leistung nicht vorbehaltlos bewundern. Das habe ich mittlerweile auch gelernt. Ich bewundere jemanden eher für sein Talent als für ihn selber. Wenn umgekehrt jemand Talent hat und nichts daraus macht, stört mich das auch. Das ist von ihm illoyal gegenüber dem lieben Gott, der es ihm geschenkt hat.”